

Zeitschrift: Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung
Herausgeber: Ce Be eF : Club Behinderter und Ihrer FreundInnen (Schweiz) [1986-1992]; Anorma : Selbsthilfe für die Rechte Behinderter (Schweiz) [ab 1993]
Band: 30 (1988)
Heft: 6: Heimat-Los

Artikel: Heimatlos im gesellschaftlichen Kontext
Autor: Joris, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimatlos im gesellschaftlichen Kontext

von Elisabeth Joris

«Das allgemeine Heimatverständnis hat wenig mit dem Alltag der Frauen zu tun.» Dies erläutert die Historikerin Elisabeth Joris, die sich zwar in Beziehungen und in sinnlich erfahrbaren Umgebungen beheimatet fühlt, nicht aber im gesamtgesellschaftlichen System.

Obwohl mir seit meiner Kindheit über Lieder und Bücher der Begriff «Heimat» vertraut ist, bin ich mir bis heute über dessen Bedeutung eigentlich nicht klar geworden. Fünffjährig schon sang ich bei der Schulreise zur rund 20 Minuten entfernten «Albe» im langnasigen alten Zenegger Autobus zusammen mit der Klosterfrau und den andern Kindern lauthals «Nun ade, du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland ade». Und so blieb bei mir lange der Eindruck bestehen, Heimat hätte etwas mit Schulreise, auch mit Weggehen zu tun.

Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als wir in der Primarschule am Abend nach der gemeinsamen Schulreise am Bahnhof von der Dorfmusik abgeholt wurden. Auf dem Kaufplatz hiess uns der Gemeindepräsident willkommen und wenn wir dann, be-

gleitet von Fanfarenklängen, zum Abschluss des Ausfluges die Walliserhymne «Nennt mir das Land so wunderschön, das Land, wo ich geboren bin, wo himmelhoch die Berge stehn und Mannskraft wohnt bei schlichtem Sinn ... ist Waa-Ilis, ist Waa-Ilis unser Heimatland» sangen, stellte sich bei mir ein echt starkes und freudiges Gemeinschaftsgefühl ein. Es blieb an Augenblicke gebunden; mit einer Identifikation mit dem Wallis hatte es nur sehr wenig zu tun. Was die «Mannskraft» und der «schlichte Sinn» schliesslich bedeuteten, blieb mir immer schleierhaft, genauso wie die tiefere Bedeutung von «Heimat», ein Ausdruck, der nach der Lektüre des Kinderbuches «Heimatlos» meine Phantasie lange beflügelte und zusätzlich eine melancholische Färbung erhielt, da mich das Schicksal des armen elternlosen Buben, der über den Malojapass hinunter zum Gardasee wandern musste, zu Tränen rührte. Mit meiner regionalen Herkunft aber brachte ich Heimat kaum in Beziehung.

Dazu hatte ich wohl schon als Kind eher liberaler und antiklerikaler Eltern in einem streng katholischen Kanton ein zu gebrochenes Verhältnis zu meiner Umgebung. Die Welt des Militärs, der politischen Querelen um Amt und Ehre, des Hurratriotismus war mir

ebenso fremd wie die vielen Walliserinnen und Wallisern eigene Absetzung gegen alles Deutschschweizerische. Orten konnte ich mich sehr wohl

Heimatmuseum

Ich weiss, ich weiss: Heimat, das ist der Ort, wo sich der Blick von selbst nässt, wo das Gemüt zu brüten beginnt, wo die Sprache durch ungenaues Gefühl ersetzt werden darf

Damit Sie mich nicht missverstehen, lieber Martin Witt, ich gebe zu, dass dies Wort in Verruf gekommen ist, dass es missbraucht wurde, dass man es heute kaum ohne Risiko aussprechen kann. Und ich sehe auch ein, dass es in einer Landschaft aus Zement nicht gilt, in den Beton-Silos, in den kalten Wohnhöhlen aus Fertigteilen, das alles zugestanden; aber wenn es schon so ist: was spricht denn gegen den Versuch, dieses Wort von seinen Belastungen zu befreien? Ihm seine Unbescholtenheit zurückzugeben?

Wie ich das meine? Ich vermute, dass Sie lächeln, doch ich sage es gegen Ihr Lächeln: Heimat, das ist für mich nicht allein der Ort, an dem die Toten liegen; es ist der Winkel vielfältiger Geborgenheit, es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist, in der Sprache, im Gefühl, ja, selbst im Schweigen aufgehoben, und es ist der Flecken, an dem man wiedererkannt wird; und das möchte doch wohl jeder eines Tages: wiedererkannt, und das heisst: aufgenommen werden

Siegfried Lenz: Heimatmuseum. Hamburg (Hoffmann und Campe/ 1978, S. 120

in meinen Beziehungen zu meinen Freundinnen und zu meiner sinnlich erfahrbaren Umgebung, den Bergen, dem blauen Himmel, der sommerlichen Hitze, dem Geruch des Waldes im Frühling und der Laubverbrennung im Herbst. Im gesamtgesellschaftlichen Kontext jedoch fühlte ich mich letztlich heimatlos. Diese Sicht der Dinge hat sich bis heute nicht wesentlich verändert.

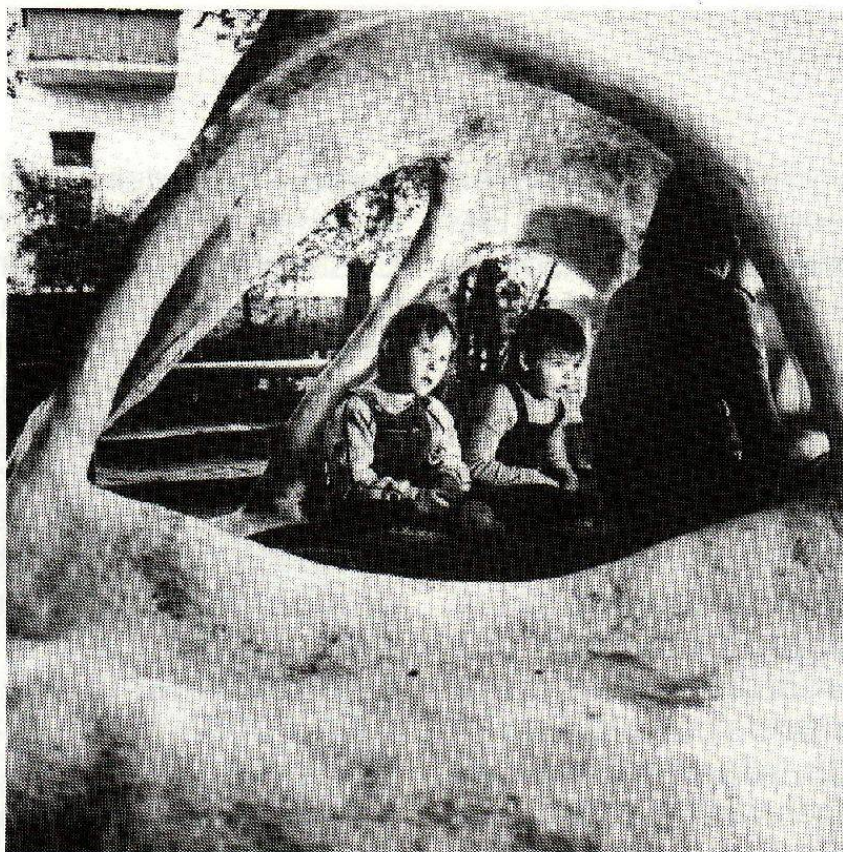
Als politisch engagierte Studentin setzte ich mich intensiv mit meiner Herkunft auseinander, prangerte den repressiven, konservativen und autoritären Charakter der Gesellschaft an, in der nur Pfarrherren, Ärzte und Advokaten das Sagen hatten. Im Laufe dieser Auseinandersetzung wurde der Begriff «Heimat» mir immer suspekter. Ständig wurde er von den lokalen Machthabern im Munde geführt, die jede Kritik am Bestehenden zum Angriff auf die Heimat umdeuteten. Während Jahren mochte ich den Begriff gar nicht mehr gebrauchen. Zu stark war er für mich mit Herrschaft, Faschismus, Fremdenfeindlichkeit und männlichem Hahnenkampf assoziiert.

Die durch politische Gegner hervorgerufenen starken persönlichen Animositäten bei meinen männlichen Mitstreitern konnte ich jedoch nicht nachvollziehen, sie blieben mir gefühls-

mässig fremd und waren vor allem Teil männlicher Auseinandersetzung. Die Ebene der politischen Macht, sofern sie nicht meine alltäglichen Erfahrungen berührten, interessierte mich nicht. Und so war es nur folgerichtig, dass mir die Frauenbewegung und die damit zusammenhängende Frage nach meiner Stellung in einer von männlichen Werten wie Leistung, Konkurrenz und Hierarchie geprägten Welt immer wichtiger wurde. Hier erst wurde mir grundsätzlich bewusst, wie wenig das allgemeine Heimatverständnis mit dem Alltag der Frauen zu tun hat(te): Immer wird das Bild des heroischen Kämpfers, der militärischen Landesverteidigung, der Abwertung des Fremden, des Anderen, des Nicht in die Norm Passenden heraufbeschworen. Noch bis 1988 verlor bei der Heirat die Frau automatisch ihr Bürgerrecht, ihr Heimatschein erhielt den Stempel «ungültig». Die Kinder werden weiterhin nur über die väterliche Herkunft definiert, trotz allem vordergründigen Gerede über die Bedeutung der Mutterliebe. Nur als Mutter, nur im Familienkontext, nur in Bezug zu den Kindern, zum Mann, wird die Frau mit Heimat assoziiert, nie als eigenständige Person. Als solche ist sie Randfigur, entspricht sie nicht dem gängigen Bild der Frau, erweckt sie keine heimatlichen Gefühle, allenfalls

Aggression oder Mitleid. Ohne starkes Selbstwertgefühl muss sie ihre Existenz schlicht rechtfertigen, ihre Nützlichkeit ausweisen, wie der Behinderte, der die zur allgemein gültigen Norm erhobene Leistung nicht erbringt, weder ins militärische noch ins zivile Karriereschema zu pressen ist, und in noch weit verstärktem Masse die Behinderte, die kaum je dem Cliché weiblicher Attraktivität entspricht.

Zusammen mit andern Frauen, aber auch mit meinem jetzigen Mann, ging ich der Frage nach, wie ich mich in einer solchen Welt eindimensionaler Bilder und Werte als eigenständige Frau behaupten konnte, welche Bedingungen mir erlauben würden, Freundschaften, Beziehungen, Mutterschaft und Beruf zu leben, ohne mich zu verlieren. Die Auseinandersetzung mit meiner geographischen Herkunft trat in den Hintergrund. Auch der Vorwurf der mangelnden politischen Loyalität konnte mich nicht von meinem Entschluss abbringen, in Zürich zu bleiben, wo ein vielfältiges Netz persönlicher Beziehungen mir einen breiteren Lebensraum zu bieten versprach. Und langsam, sehr langsam erwachte in mir wieder ein Gefühl von Heimat, geprägt von persönlichen Begegnungen und sinnlichen Erfahrungen, das sich nicht so stark von meinen Kind-



heitsvorstellungen unterscheidet. Es freut mich der Spaziergang im nahen Wald, die verschiedenen Gerüche wecken Erinnerungen, Vergangenheit und Gegenwart vermengen sich. Es freuen mich die zufälligen Begegnungen mit Freunden und Bekannten, Kindern und Erwachsenen, auf meinen Velofahrten durch die Stadt, auf meinem Arbeitsweg durch die Freie- und Scheuchzerstrasse hin zum Staatsarchiv. Sie geben mir das Gefühl, hier in Zürich zuhause zu sein. Mein persönliches Beziehungsnetz, wo ich mich zu orten weiss, von dem ich hoffen kann, dass es mich aufzu-

fangen vermag und das mir viel Lebensfreude und Energie vermittelt, ist heute so eng mit Zürich verknüpft, dass mir diese Stadt zur Heimat geworden ist, jedoch nicht im herkömmlichen Sinne einer Identifikation mit der Stadt Zürich als solcher. Ihre Hektik, der Verkehr, der Gestank, die postmoderne Beliebigkeit, die gefräßige Banken- und Geschäftswelt, die modischen Werbefritzen, die zunehmende Fremdenhatz und vieles mehr sind mir ein Greuel, wecken Aggression, Angst und Abwehr. Zürich lieb ich nicht, aber ich bin in Zürich beheimatet. ■